

Des Weihnachtswalles wegen erscheint die nächste Nummer unserer Zeitung Mittwoch den 27. Dezember d. J.

Zum ewigen Frieden.

Eine politische Weihnachtsbegrüßung.
Von Dr. Siegfried Berger.

III.
Nach der vollen Messiasoffenbarung bedeutet das Kommen des Retters, daß des Friedens kein Ende werde, und wenn wir uns in der Christmete dem Zauber der Weihnachtslieder wieder hingeben, kann leicht in dem Klang der süßen Schmelzworte wie der größte Selbst in einer Krone zwischen Wunderbar, Rat, Kraft, Gerechtigkeit das verheißene Wort: Friede für Sie. Alle religiöse Sehnsucht nach Heiligtum und Glück aus dem laienhaft Besten dieses ergebenden Lebens drückt sich immer wieder auch in diesem Worte aus: Friede. Es ist eine Erfüllung all unserer Sehnsucht, was die Menschheit dann in Jesus Christmete erlebt. Selig sind die Friedfertigen. Sobald dieser Ton anflingt, wird es stille in uns und weihnachtlich.

Um seinen ganzen Himmel tiefer ist nun der Friede, den Jesus mit uns, als der Friede, dem eine politische Betrachtung gelten kann. Jesus verleiht ihm wie alles in dem Irrtum der einzelnen Seele; wo er den Frieden meint, da ist es die Stille, vor Gottes Angesicht zu stehen, und wo er den Kampf meint, da ist es die Verteidigung dieses Geistes und Höchsten. Er sagt stets alles unmittelbar vor der Wurzel, spricht immer zum Tu, mit einer großartigen Rücksichtlosigkeit reißt er mit seinen Worten nieder, was wir zum Verbergen und Verschönen wie Schlüsseln vor unser Leben geflohen haben.

So wollen wir auch nicht verfahren, zu schlüssen, was er wohl über den Staat und die Staaten und den Krieg gesagt haben mag. Wir wollen uns nicht mit dem letzten Propheten reizen, die sich bei bergleichen Ausdrücken immer an das Wort klammern, er sei nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert. (Jesus meint: nicht die Gewalt, die Gewalt, das Schwert der „gerechten“ Seele, sondern den bitteren Kampf der Seele.) Jesus muß sich nur wundern, wie Leute, die viel im Neuen Testament lesen, so wenig Gefühl haben für das Ganze, am bei dem „Schwert“ in Jesu Wort an den Zegen zu denken, den der Mensch findend dem Gegner in die Brust stößt. Wenn Jesus Kampf meint, so meint er den Kampf um Gerechtigkeit. (Wer ja noch der geistlichen Befreiung bedarf, trotz Matth. 5, 6, so lese sich in Matth. 23, 51 ff.) Selber Kampf ist freiwillig herbeigeführt, weil er stets geführt werden soll in der Welt Gottes und Brudersliebe. Denn das ist ja das Große in Jesu Lehre: wo er den Blick nicht vom Tu, sondern, was mit ihm er eben rang, feils er folgt in dem großen Kampf um Gerechtigkeit, um Gerechtigkeit, sondern als eine Art der großen, inneren Befreiung des Geistes; viele zeitliche Nur-Restriktionen vermögen das nicht, sondern verlassen einem letzten Aufschrei, handeln nicht falsch wie die Selten in den großen Religionskämpfen, die ein einzelnes Heiligtum zum Überwinden machen und von ihm aus das Ganze sich zurecht machen.

Wieder will die Frage: „Zum ewigen Frieden“ unter strenger Vermeidung solcher ärmlichen Umkleidung zur Religion in eine hohe Beziehung gelegt sein, daß sie als deren natürliche Fortsetzung im politischen Leben erscheint. Wir bedürfen keiner „positiven“ wüßigen Anweisung Jesu Christi, um angesichts der Geschichte uns über die Bedeutung unserer heutigen Arbeit — dem Endziel nach — klar zu werden. Dieses Endziel

Wichtiges vom Tage.

Belgien will die Reichstümer des Königslooses besser anordnen, und mit Hilfe einer amerikanischen Bank eine Bahn von der Küste im Westen nach der Ostküste bauen. Die belgische Eingangssteuerpolitik im Kampf war eine unumkehrbare Seite für die Ostküste. Die englische Presse eröffnete einen heftigen Kampf gegen sie, der aber abebbte, als Belgien der züricher Regierung, sich der Entente näherte.

Der Führer der französischen Schwarzmeer-Mittelmeer, der Admiral Kourbi, ist endlich befreit worden. Damit kommt die Regierung einer dringenden Forderung der Entente entgegen, deren zentraler Flügel, die Kommandanten, ihm bereits verhaftet in das Pariser Stadtparlament gebracht haben.

Der Ehrenbürgermeister Carl Hübner ist zu 2 Jahren 6 Monaten Gefängnis, 12.000 M. Geldstrafe und Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte auf 5 Jahre wegen Betruges und Verletzung der Ehrenrechte verurteilt worden. Seine Gefängnis- und Geldstrafe wurden auch gegen seine Mitangeklagten, die Herren Hübner, Hofmann, Hüner und Kuntz ausgesprochen. Mit diesem Urteil findet ein wissenschaftlicher Prozeß seinen Abschluß, der einen unwürdigen Einblick in das Schmiergeldwesen, das sich im und nach dem Kriege zum Schaden des deutschen Volkes entwickelt hat.

Maximilian Harden hat gegen das Urteil des Schwurgerichts, das nur angenommen hatte, daß die Mitarbeiter sich der Vervielfältigung schuldig gemacht hätten, Revision eingelegt. Die Revision ist nur ein formelles Rechtsmittel, da sie nur auf Gesetzesverletzungen gestützt werden kann. Hoffentlich ist aber das Reichsgericht in der Lage, in irgend einer Art eine Reue der offensichtlich Schuldigen zu ermöglichen.

Im Kölner Stadtparlament bekräftigten sich sämtliche Parteien erneut zur Deutschen Volksgemeinschaft. Die jüdischen Vertreter der Rheinländer legen ihre Verweigerung, in der Welt nicht anzuerkennen zu verhalten.

Der Magistrat von Frankfurt a. M. beschloß, anlässlich des 75-jährigen Jubiläums der Deutschen Nationalversammlung in der Paulskirche eine Gedenkfeier zu veranstalten, die im März stattfinden soll.

Der neue Staatsminister Freiherr von Malchow hat die Geschäfte im auswärtigen Amt übernommen. In den Ministerialen über Verhandlungen von Reichswehrangelegenheiten an Parteien wird von wärmerer Seite mitgeteilt, daß eine schärfere Untersuchung angeordnet werden soll, um die Verantwortlichen der Reichswehrgeheimnisse zu ermitteln.

Die Gewerkschaft der technischen Eisenbahnbeamten (20.000 Mitglieder) hat sich dem Deutschen Eisenbahnverband angeschlossen.

Die Stahlwerke von Völklingen i. Pr. bewilligten 100.000 M. als Spende für das belgische Heer.

Laut „D. T.“ hat die Reichsgerichtskommission den Klagenstand bei jure anerkannt.

Noch heute

müssen Sie als Volkstribüne die Befehle des „Merseburger Korrespondent“ bei der Welt für den Monat Januar erkennen, wenn Sie es bis hierher verstanden, oder die Zeitung auch im neuen Jahre wieder pünktlich erhalten wollen.

„Merseburger Korrespondent“ (Stenographische Schönländer Zeitung).

„Zum ewigen Frieden“ zwischen den Vätern ist für den Christen eine reine, heilsame Mahnung. Wer, durch jahrelangem Gewissen und Schallefer verbunden, das noch nicht imminiert, der behente doch einfach, warum es bei Kriegen geht. Es wird noch Bekundungs- und Christen kämpfe mit Waffen gehen, wobei Nationen um ihr Menschentum kämpfen. Aber man betrachte doch dabei die Motive der anderen, die zu solchen Kämpfen ansetzen: Land, Geld, Weisheit; Barbarei. Es geht bei Kriegen um Dinge, die gerade die Entwicklung der Völker und ihrer einzelnen Glieder aufhalten, welche nach dem christlichen Glauben wesentlich ist. Eine Tatsache, die sich nicht mit frommen Wünschen aus der Welt schaffen läßt, die aber besonders denen zu denken geben sollte, die den Friedensgeboten bekämpfen und dem Christentum zu bieten meinen, mit feierlichem Wohlwollen ihre Gebotensart verkündend. Denn es ist wohl ver-

stänzlich, daß sich ein Sanktions-Übergründer und Wobansonderer in eine Arbeitsgemeinschaft einmischen, daß ihm die Friedensbestimmung erwidert; wenn es aber jemand tut, der für die Gode der christlichen Religion zu kämpfen meint, so kann das nur die Folge innerer Trägheit sein, die Folge eines laien Behaltens in ererbten Verfassungen, das noch nicht aufgeführt wurde durch den Kampf, den — Jesus bringen wollte, anstatt des falschen Friedens — des pharisäischen Behaltens.

Nein — wer immer ergriffen ist von dem Geist der christlichen Religion, von dem Geist der Weisheit und Gerechtigkeit, der nicht nur sentimental getrieben, dem muß es von nun an ernst sein mit dem „Friede auf Erden“. Sein frommer Traum, sein unglückliches Träumen von Engelsklingen, sein bloßer tauglicher Kirchengefang, der sich für schimmernden Preis verkauft, oder nicht in der rauhen Winterluft der freien Landschaft fliegen kann, sein bloßes rührendes Erinnerungswort von Winterzeit ist der Friede. Er sagt das große Ziel, das dem Gemeinwohl gesetzt ist — fallen sie nicht in den Verführung der Ansehnlichkeit: so ist es zu erziehen, das allmählich der Boden gebene wird zu einem Fortschritt des Fortschritts, aus dem einmal (was ist in der Geschichte Jahrelang) ein „Mann“ (ist inbald zu fragen) die Grundlage des Friedens erleben kann. Dieses Ziel ist sein eigentliches „Lebend“ der Religion, deren Kreis enger ist. Aber es ist eine notwendige Anwendung des in n e r e z e Wahren und Klügens um den Frieden auf das Gemeinwohl. Die Idee des ewigen Friedens hat ihre Wurzeln im Religiösen. Und darum muß sie auch hierher sein als alle Überlebende. Eine feste, eine weihnachtliche Gewissheit, die uns über die engen Schranken unserer diesseitigen Existenz erheben können. Dieses Ziel ist ein offenes Telegramm an den Präsidenten des Eisenbahngewerkschafts, Reims, mit folgendem Inhalt: „Verleide das Christentum nicht. Errede ihnen meine Unabhängigkeit.“ Die Folge dieser Unabhängigkeit ist, daß die nächsten Lebensjahre gehen alle Mitglieder des Gewerkschafts leer aus. Über Wilhelm II. mußte nicht bloß mit der Reichswehr, sondern auch mit anderen Mächten gegenüber zu operieren. Der Oberbürgermeister von Leipzig hatte es für seine Pflicht gehalten, einen stabilen Staat unparteiisch allen Parteien, alle aus dem Parlament, zur Verfügung zu stellen. Das mußte gerade werden! Das Reichsministeramt gegen den Oberbürgermeister wurde erfüllt und ging seinen Gang. Und als das Eisenbahngewerkschaft gegen den Oberbürgermeister einschickte, empfing sein Präsident folgendes Telegramm:

Wie man die richterliche Unabhängigkeit aufreht.

Die „Welt am Montag“ veröffentlicht einige Mitteilungen, die ein interessantes Bild von der Stellung geben, die der letzte deutsche Kaiser von der richterlichen Unabhängigkeit gehabt hat. Das Loh-Deater in Dresden wollte Gerhart Hauptmanns „Widder“ auführen. Die königlich preussische Polizei ließ Himmel und Hölle in Bewegung, um die Geleiten der Dresdener zu einer föhlichen Inszenierung zu verhindern. Aber der Theaterdirektor ließ nicht locker. Er ging bis ins Oberverwaltungsgericht. Und es gab noch Richter in Berlin! Das Oberverwaltungsgericht gab die Gründe an, die für die Aufführung in Dresden, Leipzig, ein offenes Telegramm an den Präsidenten des Eisenbahngewerkschafts, Reims, mit folgendem Inhalt: „Verleide das Christentum nicht. Errede ihnen meine Unabhängigkeit.“ Die Folge dieser Unabhängigkeit ist, daß die nächsten Lebensjahre gehen alle Mitglieder des Gewerkschafts leer aus. Über Wilhelm II. mußte nicht bloß mit der Reichswehr, sondern auch mit anderen Mächten gegenüber zu operieren. Der Oberbürgermeister von Leipzig hatte es für seine Pflicht gehalten, einen stabilen Staat unparteiisch allen Parteien, alle aus dem Parlament, zur Verfügung zu stellen. Das mußte gerade werden! Das Reichsministeramt gegen den Oberbürgermeister wurde erfüllt und ging seinen Gang. Und als das Eisenbahngewerkschaft gegen den Oberbürgermeister einschickte, empfing sein Präsident folgendes Telegramm:

16. Kapitel.
10. Kapitel.
Von ganzem Herzen wünsche ich der Herren vom Gericht Glück zu dem mannhaften und rühmlichen Urteil in der Kaiserger. Sache. Möge der klare Gebrauch und eben Schatten eines Jurellens bei meinen Untersuchungen heiligen helfen, wie sie sich bei allen netterenden und alles unwilligen wählenden, daher auch bei der Gerechtigkeit gewissenlichen Worte gegenüber zu verhalten haben, die noch eben den hohen Namen des deutschen Volkes im Ausland mit sich heubeln haben und sich durch ihren Entschluß nur solange man, als sich der Deutsche sich wie ein Mann zu ihrer Verurteilung aufeinander. Wilhelm II. R.
Diese interessanten Reminiscenzen werden, wie das Blatt kündigt, auf authentischen Mitteilungen des Kapitän's S. Perlmann.

Musikinstrumente
sind Vertrauensobjekte
Meine Erzeugnisse stellen Höchstleistungen dar
Leipzig, Quersstr. 26-28
Jul. Heinr. Zimmermann

Die Spinne.

Roman von Egon Uebelad.

Berechtigter Übertragung aus dem Norwegischen von Kalla Koppel, 23. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

„Habe keine Zeit“ antwortete Arrog. „In fünf Minuten beginnt das Dinner. Willst du wiedersehen?“

Er nickte dem Kammerdiener zu.

Als Arrog in die Halle des Grand Hotels trat, kam der Architekt, sein Freund von jener Begegnung klar im Gedächtnis, auf ihn zu.

„Gib, daß Sie da sind“, sagte er, „ich bin der Organisationsleiter dieses Arrog unter dem Namen „Frau Koppel“ nach jeder Augenblid hier sein.“

„Sie gingen zusammen in einen der Salons.“

„Sie geben also dieses Spiel“ fragte Arrog.

„Ja, aber auf Valentines Aufforderung, wie ich Ihnen anders erzählen kann. Sie war so begeistert von Ihren Auffichten, daß sie mich, daß sie Ihren Spiel Bekanntheit machen wollte. Darum sagte sie zu mir: „Geben Sie mal, mein lieber Architekt, fünf Minuten die kleine Mittagsgesellschaft für mich geben, die Sie mich schon lange gegeben haben, und damit können Sie diesen kleinen Grundbesitzer aus Hannover dazu einladen, ich möchte seine Bekanntheit machen.“

„Ein merkwürdiges Interesse“, murmelte Arrog, „ist hat wohl wahrlich nicht zu sein.“

„Ne, das hat sie mit sich selbst gesagt. Aber ich bin Ihnen wirklich dankbar“, fuhr der Architekt fort, „indem er Arrog die Hand drückte. Wenn Sie nicht gewesen wären, hätte ich wahrscheinlich nie Gelegenheit bekommen, dieses Spiel für Valentine zu geben.“

Arrog machte über den Effekt des Architekts lächelnd. Er merkte wohl, daß der Architekt bis über die Ohren verblüht war.

„Im Grunde verstand Arrog Spiel sehr gut, warum der Spinne machen. Sie ahnte, daß sie hinter diesem Grundbesitzer ein bitterer Feind verbarg, vielleicht hätte sie sogar den Verdacht, daß Organisationsleiter Arrog und der Detektiv Arrog ein und dieselbe Person im Umkleidekabine. Sie hätte sich aber nicht vorstellen können, daß sie im Grunde ein und dieselbe Person war.“

Der Architekt nickte die Tür zum Hoflokal und forderte Arrog auf, das Arrangement in Augenblicke zu nehmen, es ist etwas daran auszuüben. Arrog war wirklich überrascht. Der verdächtige Architekt hatte aufeinander nichts gesagt, um alles so geordnet wie möglich zu machen.

Der Saal war zu einem förmlichen Ballungsarten umgewandelt; allerdings mangelten Orchester und andere Blumen. An der einen Seite des Saales war ein gemaltetes Gipsbildchen arrangiert, hinter Palmen und großen freistehenden Vasen. Die Wand vor hinter einer pyramidenförmigen Gruppe von Vasen und Palmen war von Wägen im Saal fest ein verhängenes Schwamz. Valentines, die sie vier Anwesende. Der Oberkellner war gerade im Begriff, die letzte Gans aus Wert zu legen, und der Architekt eilte auf ihn zu und gab ihm flüchtig noch einige Befehle, die der Oberkellner lächelnd und mit Respektsvollen entgegennahm. Das ganze Arrangement war offenbar diesem Mann, der ein Künstler in seinem Fach war, eine besondere Freude.

Auf dem weißen Tischchen zwischen den kunstfertig gefalteten Servietten und den verführerischen Gläsern, Gläsern und Gläsern und Gläsern von Se-Parasiten und Malisgläsern. Witten auf dem Tisch stand eine hohe feine Vase, aus deren großer Krone ein matter Blumenzweig herauswuchs, bei jedem Aunen lag in einem Blüthen eine elektrische Lichtkerze. Der Mann, der die Vase gerade gegeben hatte, die Vase wurde das alte berühmte Silbergefäß des Hofes selbst. Von weitem sah der ippige Leppid ein blumengeschmücktes, kunstloses Juwelienmang.

„Nicht aber was es Zeit, sich wieder in den Empfangsalon zu begeben. Der Architekt sagte Arrog unter dem Arm und ging mit ihm durch den Saal.“

Endlich kam Valentine.

„Mit dem Mittelmeer“, flüsterte der Architekt. Als Valentine erschien, blieb Arrog Spiel sprachlos und bezaubert. Er hatte sie noch nie so schön gesehen. Sie war tatsächlich eine Offenbarung von Schönheit, wie sie dort in einer weinroten Seidenhülle mit einem Kettler von schwarzen Diamanten um den Hals hineinkam. Er wurde vorerhellt.

„Ich habe bereits mit Ihnen verlobt“, sagte die Spinne lächelnd zu Arrog, „es freut mich, Sie kennen zu lernen.“

Der Detektiv verbeugte sich und murmelte eine Phrase.

„Sie sind gewiss ein geistvoller Mann mit Ihrer Geistesgegenwart und mit Ihrer Sicherheit“, fuhr Valentine fort.

„Nemend, der mit meinen Freunden Spiel zufassen will, hat allerdings Grund, mich zu fürchten“, antwortete Arrog und blühte der Spinne fest in die Augen.

„Ich werde daran denken“, lachte sie und reichte ihm die Hand. „Ich darf mich wohl so Ihnen freuen.“

„Was auf weiters“, antwortete Arrog ebenfalls lächelnd.

„Es ist wie eine Flamme“, flüsterte der Mittelmeer und harrte Valentines rote Seidenhülle entsand an.

Valentine kannte sich zum Architektin und ergriff dessen Arm, indem sie mit einem Selbstgefühl auf den Mittelmeer wartete.

„Ja, hüten Sie sich vor der Wärme, Herr Mittelmeer, sie ist gefährlich.“

„O-he, das, gnädige Frau, man kann sich vielleicht die Finger verbrennen“, antwortete die Spinne.

„Im selben Augenblid wurden die Türen geöffnet und der Saal lag in seinem gewohnten Glanz vor ihnen.“

Arrog Spiel hatte eine gewisse Ursache an Valentine bemerkt, einen Schwimmer von Spiel in ihrem Gesicht, der sie nur noch höher machte, ein nervöses Glitzern an den Augen. Warte sie den Kampf, der ihr bevorstand?

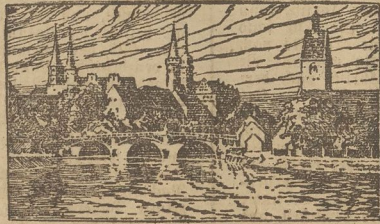
„An dem Abendblid einer Stunde trüben sich dem inneren Auge des Architekts die Gedankenflut, und mit ihnen er es in einem Leben zu tun gehabt hätte. Mit einem Verdrüßter wie diese Frau, hatte er noch nie gekannt.“

Wie sie sich sah, und dennoch, das für ein Trüdel von Selbstbild, hatte er, als er sie am Arm des Architektin langsam über das goldblende Parquet führte. Er sah sie.

Sie war Marlen und Valentin trüben die Kuppel einen Augenblicken geistlichen Worts an.

Am häuslichen Herd

„Blätter für Unterhaltung“
Haus- und Landwirtschaft



Wöchentliche Beilage zum
Merseburger Korrespondent

Druck und Verlag der Firma Ch. Köhner in Merseburg — Geschäftshaus Kleine Ritterstraße 3 — Fernspr. 324

Nr. 51

Merseburg 23. Dezember

1922

Frohe Weihnachten!

Draußen, ja draußen, was lauscht Du so bang,
Der jubelnden Stürme Triumphgefang?
Das Morische muß fallen, das Würde vergeh'n,
Erde ruft Erde zu neuem Ersteh'n.
Schließ dichter das Fenster, noch dichter, ganz dicht,
Winternacht draußen, bei uns ist Licht.

Die Kerze leht flackernd an Kerze sich reibt,
Versichern die Sorgen, erlischt das Leid,
Goldflämmchen züngeln und spiegeln sich blank,
Verpielt auf dem glühenden Tannendehang,
Und zwischen Gesitter und nichtigem Land,
Taucht rissig empor unser Jugendland.

Ein Stern fiel rascheln, ein Licht vertropft,
Erinnerung hat an die Tür geklopft,
Ein flüchtiges Grüßen, uns stumm gefeselt,
Erweckt sie die zaubererfuntene Welt,
Die Schlösser, die Märchen der Kinderzeit,
Besetzt Ge spielen im närrischen Kleid.

Es klingeln die Schellen. Sie schütteln das Haupt,
Die Träume der Sehnsucht, an die wir geglaubt
Inbrünstig erschauernd. Der Glaube blieb,
Was draußen auch immer der Sturm zerrieb,
Der Glaube an Wunder, der Wunder Schloß
Ist Liebe, Liebe, nicht auch kein Sproß?

Es knirscht und knirscht im Tannengrün,
Nings schwirren uns Lüne zu Melodien,
Zum heimlichen Liebe, das nie uns entglitt,
Wir singen es leise, dann lauter mit,
Ein Lied des Gedenkens: Es war einmal,
Vor brennenden Herzen wird es Choral.

Draußen, ja draußen durchdrüttel's die Nacht,
Aus Welkem und Morischem Neu-Leben erwacht,
Du dirgst an die Scheiben das heiße Gesicht
Und glaubst, ich seh' dann die Tränen nicht,
Ein Hüll an Jugend und Elternhaus,
Die Kerzen verglimmen — ich lösche sie aus.

Richard Maß

Weihnachten.

Von Pfarrrer A. Krell, M. b. R.

Man hat den Deutschen Armeleutenbitterung vorgeworfen, weil sie nicht willig sind, in den Völlerbund einzutreten. Ja, wir sind durch den Gang der Geschichte tatsächlich verbittert, mit Recht enttäuscht und in unserem Heiligsten getränkt.

Was indessen gegenüber der scheinheiligen Politik sich verstehen läßt, soll den Segen des heiligen Festes nicht verderben. Wir wollen Weihnacht feiern. Aber allen deutschen Wegen der Gegenwart muß das Wort stehen: „Wir wollen“. Mag in anderen Zeiten das Weihnachtsfest von einem „Dürren“, von Arde, von Gnade getragen gewesen sein: jetzt finden wir den Weg zu ihm in unserem Willen. Wir wollen feiern. Wer könnte einen guten Willen, der sich beglücken will, brechen? Wer will den Glauben scheitern, der Berge bereste?

Es ist eine ständige und die höchste Gefahr, undankbar zu sein. Armen Zeiten liegt sie besonders nahe. Warum üben wir nicht die alte Lebensweisheit, uns mit noch ärmeren Menschen der Gegenwart und mit noch gequalteren Geschlechtern der Vergangenheit zu vergleichen?

Haben wir wirklich nichts mehr, worfür wir dankbar sein müßten? Wir alle haben zunächst Erinnerungen! Bei dem einen sind sie idyllisch und von den Weihnachtslichtern der Jugend überglänzt, bei den anderen sind sie hart und mit Kämpfen angefüllt; aber Erinnerungen, Rückschau auf glückliche Erlebnisse und Wiederlebenbigwerden von Eigenem, bei jedem auf seine Art, sollen jetzt vor Weihnachten in uns sein. Freilich nicht zum Weinen und Seufzen, daß es so ganz anders geworden ist, sondern zum Dankbar und heiter sein. Ich bejahe es doch einmal, das noch in der Erinnerung so glücklich macht! Ich möchte für diesen Teil der Feier neben einem ernsten Dankwalm das hausbadene Lied: „Es kann ja nicht immer so bleiben“ vorsprechen.

Es ist ja aber auch gar nicht wahr, daß wir uns an Gegenwärtigem nicht mehr freuen können, und daß wir zu arm wären, uns zu schenken. Wenn man sich freilich die Weihnachtsfreude von dem Urger, daß der Baum 1000 A kostet, vergällen läßt, wenn die gewohnte fette Weihnachtsgans fehlt, kurz wenn unsere ganz Feier in festlichem Essen und Trinken und unser Schenken in leichtem Geldausgeben besteht, dann — ja dann gibt es kein Fest. Ein Zweig mit einem Licht, ein Rindfleisch mit Meerrettich (meinetwegen), ein Nachmittags und Abend bei Frau und Kind und bei den Erinnerungen, ein Lied und ein Anstichrüden bereit, die man im Kriege so lange entbehrte und jetzt doch wieder und doch noch hat — das sollte nicht eine wundervolle Feier sein?

Will man so feiern, dann muß man freilich im Innern lebendig sein. Die am diesjährigen Feste reich schenken und glänzend feiern können, sind noch lange nicht die Glückseligsten. Denn wenn man erst bei der Inventur ersieht, daß man arm ist, und daß die Welt arm ist, daß man aber in sich noch ein paar Kräfte zum Leben und zur Freude trägt, und daß auch in den Menschen dieser Welt noch Lebenswertes und Ewiges zu entdecken ist, dann ist man reich und kann besseres als Goldschmuck und Brillanten schenken: gute Worte, Hoffnung, Güte, Kraft.

Und das ist trotz und in allen religiösen Einkleidungen der Sinn des Festes: der Geist Jesu von Nazareth ist das Heiligste und Reichste, was die Menschheit erlebt hat. Davon einen Funken zu haben und mit Anstrengung seines ganzen Willens sich zu erhalten, bedeutet Weihnachten feiern, ein Mensch sein, Religion haben.

Möchten wir für unser Inneres und für unsere arme Mitwelt das alte Weihnachtslied verstehen:

„Das Ewige Licht geht da herein,
Gibt der Welt einen neuen Schein,
Es leuchtet wohl mitten in der Nacht
Und uns zu Dichtes Kindern macht.“

Christi Geburts- und Todesjahr.

Will man die Daten aus dem Leben Jesu, die ja für uns ein besonderes Interesse haben, genau bestimmen, so muß man die Berichte der Evangelien durch die geschichtlichen Quellen und durch astronomische Berechnungen ergänzen. Werden beide Wege eingeschlagen, so gelangt man zu einem einigermassen befriedigenden Ergebnis. Die Angabe, die im zweiten Kapitel des Lukas enthalten ist, daß in jenen Tagen eine Schätzung stattgefunden habe, führt allerdings nur zu einer oberen Grenze für das Geburtsjahr Christi, denn Kaiser Augustus hat drei Schätzungen veranstaltet. Die erste fand im Jahre 29 bis 28 v. Chr., die zweite 8 v. Chr., die dritte 14 nach Chr. statt. Die von Lukas erwähnte Schätzung kann also nur die zweite sein, woraus nichts weiter folgt, als daß Christi nach dem Jahre 8 vor unserer Zeitrechnung geboren sein muß. Auch die Erzählung des Matthäus von dem Stern der Weisen erlaubt keine genaue Berechnung, denn einmal hat das griechische Wort für Stern, das Matthäus gebraucht, eine mehrfache Bedeutung. Es kann ein Sternbild oder eine Konstellation bezeichnen, es kann aber ebenso gut einen Planeten, Fixstern, Kometen oder einen Lichtkörper am Sternenhimmel bedeuten. Dazu kommt, daß diejenigen Astronomen, die unter dem Stern eine Konjunktion von Saturn und Jupiter verstehen, und daraufhin das Geburtsjahr Jesu berechnet haben, in ihren Angaben nicht unerheblich voneinander abweichen. Ihre Ergebnisse schwanken zwischen den Jahren 7 und 8 v. Chr. In einem besseren Resultat gelangt man auf Grund der Tatsache, daß das Geburtsjahr Jesu dem Todesjahr des Herodes naheliegt. Das letztere läßt sich aber ermitteln. Nach dem Bericht des Josephus starb Herodes nach einer Mondfinsternis und vor dem Passah. Die Mondfinsternis, die auch in Palästina sichtbar war, ereignete sich, wie schon Kepler berechnet hat, in der Nacht vom 12. zum 13. März des Jahres 4 v. Chr. und es läßt sich mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß Christus am Anfang des Jahres 4 oder am Ende des Jahres 5 geboren ist.

Für die Chronologie des Lebens Jesu ist es von Wichtigkeit, zu bestimmen, wann er sein Lehramt antrat. Es stehen dazu mehrere Angaben zur Verfügung. So sagt Lukas, daß Pilatus ihn im Umte war, als Johannes der Täufer auftrat. Da nun Pilatus frühestens im Jahre 26, möglicherweise erst 27 Prokurator von Palästina wurde, so kann das Wirken Jesu nicht früher als im Winter 26-27 begonnen haben. Nun weiß man ferner, daß sein Lehramt sich über nicht mehr als 2½ Jahre erstreckte. Daraus ergibt sich, daß der Tod Christi im Anfang der dreißiger Jahre stattgefunden hat. Will man nun aber das Jahr genau bestimmen, so kann auch das einigermassen gelingen. Nach den Berichten der Evangelien war Christi mit seinen Jüngern nach Jerusalem gegangen, um dort das Passahfest zu feiern, das am 14. Nisan, dem ersten Vollmond im Frühling, stattfand. Nun war der Verkauf der Ereignisse folgender: Am Donnerstag, dem 14. Nisan, wurde ebenfalls das Passahmahl gefeiert, das sich dann auch noch auf den 15. erstreckte. Am Freitag den 16. Nisan fand dann die Kreuzigung und die Beerdigung statt. Am anderen Tage, dem Sabbat, war Grabesruhe und am Sonntag die Auferstehung. Der Tod Christi fand also in einem Jahre statt, in welchem der 15. Nisan auf einen Freitag fiel. Dies zu bestimmen macht einige Schwierigkeiten, weil an jedem Monat besonders festgestellt wurde, wann er zu beginnen hatte. Man fing ihn nämlich dann an, wenn nach dem Neumond die erste Sichel am Abendhimmel sichtbar war, sonst wartete man noch einen Tag. Aus dem Verlaufe unseres Kalenders mit dem der Juden ergibt sich nun, daß im Jahre 30 der 15. Nisan auf einen Freitag fiel, und daß dies nach unserer Zeitrechnung der 7. April des Jahres 30 ist. Der erste Nisan fiel also auf den 21. März. Damals ging, wie sich astronomisch bestimmen läßt, in Jerusalem der Mond um 7 Uhr 47 Min. unter, während der letzte Sonnenstrahl schon um 6 Uhr 13 Minuten erloschen war. Der Mond ging also mehr als 1½ Stunden nach der Sonne unter, konnte also, wenn der Himmel nicht gerade bewölkt war, auf jeden Fall gesehen werden. Die Gründe, die für den 7. April 30 als den Todesstag Christi sprechen, sind von Professor Gerhardt überzeugend dargestellt, und werden von den meisten Gelehrten, z. B. auch von Harnack geteilt.

Unsere Feier des Osterfestes schließt sich natürlich der des jüdischen Passahfestes an. Seit dem Konzil zu Nicäa hat sich die Bestimmung durchgesetzt, daß es auf den Sonntag nach dem ersten Vollmond im Frühling gelegt werden soll, es ist aber dabei zu bemerken, daß der Vollmond nicht astronomisch, sondern nach einem bestimmten Reklus berechnet wird. Bekanntlich hat diese etwas verwickelte Bestimmung die Folge, daß das Fest innerhalb der Grenzen von fünf Wochen hin- und herschwanzt; während es in diesem Jahre am 16. April gefeiert wurde, fällt es im Jahre 1923 auf den 1. April. Die Versuche, Ostern auf einen festen Termin zu legen, sind bisher an dem Widerstande der kirchlichen Behörden gescheitert.

Weihnachtsbrauch und Weihnachtsaberglaube

Das Symbol des Weihnachtsfestes ist der deutsche Weihnachtsbaum. Unter seinen Äzigen versammelt sich die Familie ebensowohl am deutschen Herde wie jenseits des großen Weltmeeres. Bei dieser Bedeutung des Christbaumes mühte man annehmen, daß seine Anwendung sich bis in ferne, alte Zeiten zurückführen lasse. Dies ist aber keineswegs der Fall. Die erste Notiz findet sich 1605, also vor etwa 300 Jahren, in einer Straßburger Anzeigung. Das Mittelalter kannte Christbaum und Christbeherung in unserem Sinne nicht. Es feierte Weihnachten weit schlichter als wir in unseren Tagen.

Die alten Germanen hatten in ihrem Wirtschaftsjahre drei Hauptabschnitte. Wenn im Herbst die kalten Stürme über das Land brausten, dann begann um die Zeit unseres Martinstages bei den Germanen das winterliche Jahr. Wenn dann um die Zeit unserer Ostern die Sonne wieder ihre Strahlen auf die Erde sandte und die

Natur sich belebte, dann bestieg Donar seinen mit Ziegenböcken bespannten Wagen und zerschmetterte mit seinem Hammer die den Menschen feindlichen Frost- und Eiszriesen. Um die Zeit des Mittsommerfestes, wenn die Sonne ihren höchsten Stand erreicht hatte, floh eitel Segen aus Götterhand über Mensch und Tier, Feld und Flur; es begann das Ernten der goldenen Ähren. So fielen die drei Hauptabschnitte des Volkslebens der Germanen auf unseren Martins-, Oster- und Johannisstag. Um diese Zeit wurde Gericht gehalten, Opfer wurden dargebracht, den Priestern Geschenke gegeben, Feuer auf den Bergen abgebrannt, bei fröhlichem Spiel und Gesang wurde geschmaust, und im Aberglauben des Volkes nahmen diese „Dinge“ als heilige, die Zukunft enthaltende Zeiten ihre hochbedeutende Stelle ein. Als das Weihnachtsfest als Geburtsfest Christi im 9. Jahrh. in den deutschen Landen eingeführt wurde, rüdte die Feier des Herbstfests auf das Weihnachtsfest, und dieses nahm dadurch von selbst den Charakter des Jahresanfangs an.

Wie früher der Martinstag, so wurde Weihnachten der Tag des Dienstbotenwechsels und der Hirtenumzüge. In ehemaligen Kurpfälzen wechselten noch heute Knechte und Mägde Weihnachten den Dienst, und in Mecklenburg gingen noch vor einem Neujahrsanfang am Nachmittage vor Weihnachten die Frauen der Hirten bei den einzelnen Bauern herum, gratulierten zu Weihnacht, und jede erhielt ein Brot von 12 Pfund und eine Spidgans. Sobald die Sonne untergegangen war und es dunkel zu werden begann, versammelten sich die Hirten der Ortschaft und bliesen auf ihren Hörnern in den Gehöften ihrer Herren.

Aus den Opferbräufen der Germanen wurden nun Weihnachtschmäume. Aus Schleswig-Holstein wird berichtet, daß vom ersten Weihnachtstage bis auf das Fest der heiligen drei Könige jeder Tag mit Essen und Trinken, Tanz und Spiel hingebracht wurde; die reichen Besitzer dehnten diese Festzeit oft bis Lichtmess aus. Und in Niederdeutschland heißt der Weihnachtsabend noch hier und dort „Bulbulabend“ (Voller-Bauch-Abend). Dieser Name hielt lange dem Samburgener Ansdruck „Kakabend“, d. i. Karstens, Christians oder Christabend, die Wage. Magister Gottlieb Anton Eberhard, Privatlehrer zu Leipzig, erzählt über die hollsteinische Weihnacht: „Christ heißt in hollsteinischer Sprache Karst und kommt vom alten Karst her; daher Kakabend, Weihnachtsabend, Christabend. Er heißt auch dort Wollbulabend, weil am Abend vor Weihnachten der hollsteinische Hauswirt sein Gefinde außerordentlich zu beßöglichen, ihm vollauf Essen zu geben pflegt. Sogar dem Rindvieh wird am Weihnachtsabend besseres Futter und voller auf und in die Krippe gegeben und vor dieselbe ein Licht gesetzt.“ Auch in den Städten wurde nach einer Nachricht von 1400 her, stark am Christabend gefessen und getrunken. Man würfelte bis zum frühen Morgen und machte das Spielglück des ganzen folgenden Jahres zu erproben. Die Priesterschaft aber socht einen heiligen Kampf gegen diese Art vollstündiger Feier. Sie legte ein Verbot auf den Abend und rief, sich früh niederzulegen, damit man zur Morgenmesse am ersten Feiertage noch sein könnte. Die Häuser wurden festlich geschmückt. In Stuben und Kirchen freute man Stroh. Die Wände der Scheunen und Stuben verhäufte man inwendig zu Ehren des hohen Festes mit Vorbänden und Tüchern.

Auch das Schenken in der alten Form des überreichen, Zulensens am Jahresanfang stellte sich am Weihnachtsfeste ein. Geld und Schmuck wurden auf dem Tische aufgebaut. Man glaubte, daß es sich dann vermehren werde. Unter die Tische legte man Geldstücke und machte die Beutel auf, damit das Glück hineininschlüpfen könne. Schon Casarius von Arelat († 549) hatte in einer Predigt gemahnt, man solle zu Weihnachten der Armen nicht vergessen, sondern sie zu Tische laden. Man sollte sich auch wechselseitig einen largum iero, d. h. freigebigen Abend, und zwar etwas Angenehmes, Wohlgeschmecktes und Süßduftendes schenken. Wer nichts verschente, sagte der Volksglaube, würde im neuen Jahre Unglück haben. Wer etwas abschlug, ebenfalls. Darum darf man am Feste auch niemand an seine Schulden mahnen.

Das Festgebäd war schon damals der Weihnachtsstollen, ein großes, langgestrecktes Weizenbrot, wie es ein zeitgenössischer Schriftsteller nennt. Um 1510 bueten die Nonnen im Kloster Günterstal zu Neujahrsbeschenken in zwei Tagen hundert große, mittlere und kleinere Lebkuchen. Am Ende des 16. Jahrhunderts kommt Weihnachtsgebäd vor. Eine Weihnachtspredigt von 1571 spricht von „Christstollen, Ader, Pfefferkuchen und mancherlei Konfekt und Silbern aus diesen allen“. Auf Weihnachten gefallen die Christkrieckel und groben Wecken“, sagte Georg Striegahn in einer Neujahrspredigt 1593, und das Kapitenbuch erzählt: „Zwischen Weihnachten und Neujahr hecht man ein besondrer Brot.“

„Stille Nacht, heilige Nacht!“

Die Entstehung des schönsten Weihnachtsliedes.

In Döbchurg am Inn (Oberösterreich) wurde am 5. September 1900 unter Beteiligung der hohen Geistlichkeit, der Schulen, Gesangs- und Veteranenvereine der ganzen Umgegend ein Denkstein aus schwedischem Granit mit der in goldenen Lettern prangenden Aufschrift:

Undenken
An den Componisten
des Weihnachtsliedes
Stille Nacht, heilige Nacht
Franz Xaver Gruber
geboren in Döbchurg am
25. Nov. 1787, gest. in Hallein am
7. Juni 1863.
Gedwidmet von seinen Verehrern
1900.

vor dem Geburtshause desselben erbaut.



Wohl wenige haben von dem schlichten, biederen, ehemaligen Dorfschullehrer gehört, und doch begeistert und erfreut er als Komponist des weiblichsten und tiefempfindlichsten aller Weihnachtslieder seit über 100 Jahren die Herzen aller Christen.

Als Sohn eines armen Leinewebers geboren, war er dazu bestimmt, das väterliche Handwerk zu erlernen. Sein schon in früherer Jugend hervortretendes großes Talent für Musik vervollkommnete er, entgegen dem Willen seines strengen Vaters, heimlich durch Unterricht bei seinem Lehrer, und eine aus Holzstäben gefertigte Klaviatur diente ihm als Übungsinstrument. Harte Richtigungen mußte er über sich ergehen lassen, als dieses ängstlich behütete und verborgene Instrument dem Vater in die Hände fiel. Selbst die Bitten und Vorstellungen des Orts Pfarrers und des Lehrers vermochten nicht, den Vater anderen Sinnes werden zu lassen. Da, eines Sonntags, ertönt auf der heimlichen Orgel ein Wehklage und der erstaunte Vater sieht mit großer Freude und gerechtem Stolz seinen 12-jährigen Sohn als Spieler der feierlichsten Weise. Tief gerührt und überwältigt gestattet er nun die weitere musikalische Ausbildung seines Franzl und taucht ihm zu Studienzwecken ein Klavier für 5 Gulden. Mit einem Male waren die heißesten Wünsche des strebsamen Knaben erfüllt, und voller Wissensdrang und Lernbegier brachte er es dazu, mit 17 Jahren seine Prüfung zu bestehen und als Lehrer in Arnsdorf Anstellung zu finden. Von hier schied er nach 22-jährigem Balten, um die ihm angebotene Organistenstelle in Hallein (Salzammergut) anzunehmen, welche er bis zu seinem Tode am 8. Juni 1863 verwaltete.

Aber die Veranlassung und die Entstehung des unsterblichen Liedes gibt nachfolgender, von Franz X. Gruber selbst geschriebener Bericht aus dem Jahre 1854 Aufschluß:

Authentische Veranlassung zur Composition des Weihnachtsliedes: „Stille Nacht, heilige Nacht!“

Es war am 24. Dez. des Jahres 1818, als der damalige Hilfspriester Herr Joseph Mohr bei der neu errichteten Pfarrei St. Nikolaus in Oberndorf dem Organistenamt vertretenen F. X. Gruber (damals zugleich auch Schullehrer in Arnsdorf) ein Gedicht überreichte, mit dem Ansuchen, eine hierauf passende Melodie für zwei Solo-Stimmen samt Chor und für eine Gitarre-Begleitung schreiben zu wollen.

Zwei genannter überbrachte am nämlichen Abend nach diesem nachstehenden Geistesgemäß Verlangen, seine einfache Composition, welche sofort in der heiligen Nacht mit allem Beifall produziert wurde. Herr Joseph Mohr, als Verfasser des Gedichtes und mehrerer geistlicher Lieder, starb am 4. Dez. 1848 als würdiger Vicar zu Wagnen im Bannau. F. X. Gruber, nachheriger Chorregent und Organist bei der Stadtpfarrkirche Hallein, der dritte Sohn eines armen Leinewebers zu Hochburg im Jahre 1787 geboren, kam, den Wehstuhl verlassend, 18 Jahre alt zum Herrn Georg Hartböcker, Stadtpfarr-Organist in Burchhausen, in die Lehre und brachte es nach nur drei Monaten lang erhaltenem Unterricht so weit, bei figurirten Aemtern den Generalbass auf der dortigen Orgel spielen zu können.

Im Jahre 1806 ging er zum Schullehrer und wurde im Jahre darauf als Lehrer und Meßner in der Rechen- und Schreibschule Arnsdorf angestellt, wofür von dort aus, als im Jahre 1816 bei der Territorial-Ausgleichung die Pfarrei Oberndorf von der Stadt Kaufen getrennt wurde, mit Bewilligung seiner Obern (im Ermangelung eines passenden Individiuums) den Cantors- und Organistenamt zu St. Nikolaus bis zum Jahre 1829, wo er dann nach Bernsdorf als Schullehrer befördert wurde.

Im Jahre 1833 wurde ihm der Abschied angetragen, welchen er auch auf sein Ansuchen erhielt.

Dieses Weihnachtslied ist durch einen bekannten Jilertthaler nach Tyrol gekommen und dann in einer Liedersammlung in Leipzig erschienen.

Hallein den 30. Dezember 1854

F. X. Gruber
Stadtpfarr-Chorregent und Organist.

Die Geschichte des Wortes Weihnachtsmann.

Aber die Geschichte des Wortes Weihnachtsmann berichtet die „Zeitschrift des Allgemeinen deutschen Sportvereins“: Das Wort ist jung, aber sein Ursprung für den heiligen Christ, Campes Mitarbeiter, Chr. Sam. Theodor Bernh. in seiner deutschen Sprache in dem Großherzogtum Rosen (Wonn 1820), S. 35, setzt Christkind in Rosen und Westfalen dem Junst im Niederdeutschen üblichen Weihnachtsmann gleich; das ist bisher das älteste Zeugnis des merkwürdig geschichtlichen Wortes, das außer Sanders kein deutsches Wörterbuch behandelt. In Schwung gebracht hat es 1835 der im hannoverschen Fallersleben geborene Heinrich Hoffmann. Mit seinen besten Liedern haben Volk und Kinder dem liebreichen Kinderfreund auch das vom Weihnachtsmann nachgelesen, „den heute mir bringt der Weihnachtsmann . . . Der liebe, der gute Weihnachtsmann“, während sein Lied von der Weihnachtsfeierung hauptsächlich durch Franz Magnus Böhmers volkstümliche Lieder der Deutschen in Kindermund und Hausmusik gebrungen ist: „Morgen kommt der Weihnachtsmann . . .“

Auch weiterhin begegnet das Wort wesentlich bei Norddeutschen: Carl Zimmermanns Werte und Wilhelm Raabes Hungerpastor sind die zeitlich nächsten Zeugen. Der klassische Berliner Theodor Fontane liebt die Gestalt: „Der alte Doktor Veist ist wie der Weihnachtsmann; er bringt immer etwas mit“. Sein Müritzer Heinrich Seidel malt in „Leberecht Hühnchen“ sein geeignetes Wirken aus: „Schaukelstühle . . . hatten sich auf der wunderbaren Himmelswiese des Weihnachtsmannes wieder glänzend herangezittert!“. Ingrunde liegt überall die Vorstellung des schwerbeladenen, bärtigen Knechts Ruprecht oder Nikolaus, der frommen Kindern Gaben bringt und darüber vergibt, die unartigen zu strafen. Von da ist auch die Ursache zu er-

kennen, weshalb der Süddeutsche das Wort bisher abgelehnt hat. Die Gestalt des Ruprecht oder Nikolaus ist ihm ebenso lebendig wie dem Norddeutschen. Sie ist ihm aber untrennbar mit dem Nikolausstag verbunden, und die Verlegung vom 6. auf den 24. Dezember ist es, die ihn stört, während dem protestantischen Norddeutschen das Bewußtsein für den Festkalender und seine Heiligen verblüht ist.

Der alte Humper.

Eine lustige Weihnachtsgeschichte von Paul Blis.

Der Maler Gerwald war recht sehr in Verlegenheit; es war am Weihnachtseilabend, und er hatte keinen Pfennig Geld; im allgemeinen war ihm das ja nichts Neues, so daß er deshalb nicht sonderlich traurig gestimmt zu sein brauchte — heute aber berührte es ihn doppelt peinlich, erstens weil morgen Weihnachten war — und da will doch niemand gern fasten — dann aber auch, weil er heute bei den reichen Tettenborns zur Belagerung geladen war — und dorthin durfte er mit ganz leeren Händen nicht kommen, mindestens ein paar Blumen mußte er der Hausfrau und der schönen Tochter Linda mitbringen — und der Tochter ganz besonders, denn die Liebe er mit der ganzen Schwärmerie seiner fünfundsiebzig Jahre.

War war es ja eine Torheit, das wußte er — dennoch aber unterdrückte er das Gefühl nicht, sondern tat alles, um sich die Gunst des schönen Mädchens zu erwerben und zu erhalten, und gerade, weil sie La France-Rosen so gern hatte, wollte er ihr damit heute eine kleine Freude bereiten. Aber die schönen Rosen sind um diese Jahreszeit sehr teuer — 300 Mark sollte das Stück kosten! — und deshalb eben war der arme Maler Gerwald in peinlicher Sorge, wo er das Geld hernehmen sollte.

Nachdenklich schlenderte er durch die Straßen, in denen das weihnachtliche Treiben auf und nieder wogte; alle Augenblicke rannte ihn jemand an, der mit Paketen beladen war; und aus zahllosen Reihen ertönten die Angebote der verschiedensten Sachen, die den weihnachtlich schmücken sollten.

Mühsam wanderte er weiter durch die Flut des vorwärts drängenden Menschenstromes und schleppte immer nur den einen Gedanken mit sich herum: wie schaffst du Geld an!

Da plötzlich, blitzschnell durchschob ihn eine Idee: den alten Humper mußte man verkaufen! — war war es ein Prachtstück an Seltenheit, das ihm außerordentlich lieb und wert war — aber was half es, er brauchte um jeden Preis Geld — also fort mit dem Humper!

Und schnell entschlossen rannte er nach Hause in sein kaltes Atelier, riß den lieben alten Kotal herunter von der Kommode und lief damit zum Trödler, der ihm ein Häufel Scheine ausbezahlte.

Sei! — nun glänzte sein Gesicht — er hatte Geld! Was kostet die Welt?

Und nun sah er auch die Menschen, die sich da auf der Straße drängten, mit ganz anderen Augen an — nun lebte in ihm ja auch diese edle Weihnachtstimmung auf, denn nun konnte er ja auch daran denken, seine Einkäufe zu besorgen, um den anderen eine Freude zu bereiten.

*

Inzwischen prangte der alte Humper in der Schaufensterauslage beim Trödler und lenkte die Aufmerksamkeit eines vorübergehenden Herrn auf sich.

Der Herr war der Professor der Kunstgeschichte Doktor Wellstein, der gerade dabei war, seine letzten Weihnachtseinkäufe zu machen. „Sieh da“, sagte er sich, „das ist ja ein prächtiger alter Kotal, den könnte man — wenn er nicht zu teuer wäre — Herrn Kommerzienrat Lindenberg schenken!“

Und der Herr Professor ging in den Kartäthenladen, und feilschte und handelte, bis er den Humper erstand.

Dann brachte er ihn nach Hause, packte ihn fein ein, legte eine bunte Karte, mit Weihnachtsrosen geschmückt, als Festgruß dabei und schickte das Paket an Herrn Kommerzienrat Lindenberg.

*

Dort kam es um vier Uhr, eine Stunde vor der Belagerung an. Als die Frau Kommerzienrätin das Paket öffnete, zog sie ein langes und enttäushtes Gesicht und sagte: „Noch einen Humper! Wir haben ja auch noch nicht genug von dem elenden Kram heruntermachen!“

Der Mann aber zuckte gleichgültig die Schultern und sagte: „Was kann ein Professor der Kunstgeschichte wohl anders schenken, als irgend so 'ne alte Schartefel! Sieh! sie in die Ecke und kümmer dich nicht weiter darum!“

Aber die Frau war anderer Meinung. Sie dachte einen Moment nach und kam dann zu folgendem Entschluß: Weshalb soll ich mir den alten Becher hinstellen? Nichts als ein Stück, das noch wieder mehr Arbeit macht, denn man müßte es doch alle paar Wochen mal ruben lassen — nein, dafür danke ich bestens! Da bringe ich es lieber schnell aus dem Hause — und plötzlich kam es eine Erläuterung über sie: ich werde ihn einfach weiter verschicken! dachte sie.

Und laut sagte sie: „Weißt du, Mäune, ich weiß, wo wir den Humper lassen.“

Fragend, wenn auch gleichgültig, sah der Rat seine Frau an. „Ich werde ihn den Westermanns schenken — ich wußte ja ohnehin schon nicht, was ich ihnen geben sollte“, meinte sie ercent.

Und wieder zuckte er gleichgültig die Schultern, nahm seine Abendzeitung wieder auf und brummte: „Mir ist's recht.“

Also packte Frau Kommerzienrätin den Humper wieder fein säuberlich ein, legte eine Karte bei und schickte das Paket zu Herrn Kommerzienrat Westermann.



Um halb fünf war der Humpen bereits in den Händen der Frau Direktor, die ihn bewundernd von allen Seiten betrachtete. Der Mann war im Nebenzimmer, wo die reiche Kinderstube ja- bend um den im hellen Kerzenglanz strahlenden Weihnachtsbaum tanzte.

„Sieh' doch nur, Mann!“, rief die kleine Frau, „was uns die Hundenbergs geschickt haben!“

Erstaunt kam der Direktor, ein ernster und würdiger Mann, näher und betrachtete das sommerjenseitliche Geschenk.

Endlich jagte er ärgerlich: „Diese Prosen! Weshalb machen sie uns denn ein so teures Geschenk? Weshalb denn überhaupt die ganze Schenkerlei! Etwas Vernünftiges kommt doch nie dabei heraus; — übrigens hast der Humpan gar nicht in unsere Einrichtung!“ Und damit legte er den so arg mißhandelten Humpan ziemlich unsanft auf den Tisch und ging zurück zu seinen Kindern.

Das Fräulein, angstvoll und verschüchtert, wagte natürlich kein Wort dagegen zu sagen, wenn ihr würdevoller Gatte so gewichtige Dinge konstatierte — und so blieb denn der Humpan unbeachtet stehen, denn die Frau ging auch ins andere Zimmer, um mit ihren Kindern unter dem Weihnachtsbaum zu tanzen und zu spielen.

Nach einem Weilschen sagt der Mann, plötzlich heiter werdend: „Weißt du was, Frau! wir werden das Ding weiter verschicken!“ Da ist der Professor Lehnhardt, der hat mir neulich einen sehr bewunderten Fall brillant vorgearbeitet, so daß ich dem fleißigen Menschen unbedingt eine Aufmerksamkeit schuldig bin.“

„Wie du meinst, lieber Mann!“, antwortete die kleine Frau kleinlaut und gehorlam.

Damit war hier der Fall erledigt.

Und um halb sechs Uhr bereits hatte Herr Professor Lehnhardt den antiken Humpan in Händen.

„Donnerwetter!“, lachte er, als er das schöne große Gefäß sah, „den voll Mühschweimer!“

Der Herr Professor freute sich sehr über die Anerkennung seines Herrn Chefs, aber im Grunde seiner genußsüchtigen Seele dachte er doch: Ist ja ganz hübsch, der Humpan, gewiß, aber 'n gute Riste Zigarren oder ein paar Bullen Martobrunner wären mir doch lieber gewesen!

Indessen machte er sich weiter keine Sorgen deshalb und tröstete sich mit dem Gedanken: schlimmstenfalls ist es 'n Versahlsstück!

Und dann machte er sich daran, einen kräftigen Rumsch zu brauen, denn er hatte ein paar Kollegen zu sich geladen, um mit ihnen den heiligen Abend zusammen zu feiern.

Blötzlich klopfte es und die Wirtin brachte einen Brief.

Es war eine Einladung zu Lettenborns, die am zweiten Festtag ein Diner gaben.

„Sapperment!“, rief da der Herr Professor, „in dem Hause genieße ich so oft Gastfreundschaft, daß ich den Leuten jetzt zu Weihnachten eine kleine Freude bereiten müßte! — aber was und wie? Zu schofel burfte es nicht sein und viel kosten burfte es auch nicht!“

Blötzlich fällt sein Blick auf den Humpan. „Richtig!“, jubelt er los, „ich werde mal den vornehmen Mann spielen!“ Und schnell entschlossen packt er den Postal ein und schickt ihn mit den „besten Empfehlungen“ zu Lettenborns.

Herr Rentier Lettenborn war ein sehr wohlhabender Mann, der stets ein äußerst gastfreundes Haus hielt, war an die „Aufmerksamkeiten“ der Junggeheilen, die bei ihm verkehrten, schon sehr gewöhnt, daß er das Paket erst gar nicht öffnete, sondern es achtlos liegen ließ.

Dagegen war Linda seine hübsche Tochter, neugierig, und wickelte das Papier auseinander.

Und als sie nun aus der Hülle den schönen Humpan herausholte, kam ihr eine Idee, die ihr eitel Freude bereiten müßte, denn das hübsche Gesicht strahlte in lauchendem Sonnenschein.

Eine Stunde später, eben als die Bescherung begonnen hatte, kam auch Herr Herwald — sehr elegant und fesch — und brachte den Damen des Hauses seine wirklich entzückenden La France-Rosen.

Die Frau Mama dankte sehr erfreut; Linda aber war so überaus entzückt, einen ganzen Strauß ihrer Lieblingsblumen zu bekommen, daß sie mit glücklichem Gesicht dem jungen Maler die Hand zum Kuß reichete.

Und als sie dann alle unter den hell leuchtenden Weihnachtsbaum traten, da kam Linda mit dem Paket an, und schelmisch lächelnd sagte sie: „Mein lieber Herr Herwald, ich kenne ja Ihre Vorliebe für alte Humpan und so habe ich Ihnen hier auch mal eine kleine Weihnachtsfreude bereiten wollen!“

Überglücklich nahm der junge Mann das Paket entgegen, denn die Blinde, mit denen das Fräulein ihre Gabe begleitete, die verhießen ihm das ganze Glück, auf das er kaum zu hoffen gewagt hatte — nun fühlte er es, daß auch sie ihn liebte — und das, das war ihm die schönste Weihnachtsfreude!

Dann aber, als er den Humpan auswickelte und ihn als seinen lieben alten Hausgenossen wieder erkannte, da war er so voll Achtung, daß er dem Weinen nahe war — denn natürlich dachte er nicht anders, als daß man hier durch die Indiskretion des Kartitätenhändlers alles erfahren hätte, und daß man ihm nun eine besondere Freude bereiten wollte, indem man ihm sein Lieblingsstück wieder schenkte.

So bebankte er sich also bei allen drei Mitgliefern der Familie überglücklich — und aus Takt übergang er alles andere schweigend — und dann trat er zu der kleinen hübschen Linda, die glücklich lächelnd unter dem Christbaum am Obenstisch stand und an den schönen La France-Rosen noch — und was nun zwischen den beiden Liebenden gesprochen wurde — das verweigert des Sängers sprichwörtlich ge- wordene Höflichkeit.

Rätsellecke

Silbenrätsel.

Aus folgenden Silben:
bach — bras — ci — chri — da — e — gels — gen — ha — hel — huf — i — i — ir — ka — kaul — kutse — la — las — li — man — mis — mult — na — nat — ne — rens — ro — sa — se — stoph — ti — tro — tu — ze.

bitte man: 1. Nebenfluß des Bug, 2. weiblicher Name, 3. Insel der großen Antillen, 4. männlicher Name, 5. Waffe, 6. Staat der nord-amerikanischen Union, 7. sibirische Stadt, 8. berühmter Kaiser, 9. Lärm, 10. griechische Insel, 11. Erkrankung des Hufes der Pferde, 12. Name poetische Erzählung, 13. orientalisches Land, 14. Kuchengewürz. Die Einbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ergeben ein Fest, die Anfangsbuchstaben von unten nach oben gelesen, den Mittelpunkt des Festes.

Rätsel.

Der Mensch hat mich mit b,
Wie Gold erstrahlt's im w!
Mit i flieht es in Deutschland,
Mit f jedoch im Frankenland,
Mit t ein nettes Mädchen,
Mit y ein kleines Städtchen!
Unsterblichkeit jedoch verlieh
Dem Wort mit h — die Poesiel!

Rätsel.

Es spielt in Luft und Fröhlichkeit
Auf mir das Kind in kalter Zeit;
Füg' mitten noch zwei Reichen ein,
So werd' ich ein Verkehrsweeg sein.

Auflösungen aus der letzten Nummer.

Bräuterrätsel: Star, Igel, Lena, Lha, Nero, Neun, Spielstunde.

Walfenrätsel: Ulmanach, Alt, Brand, Bad.

Gleichklangrätsel: Der Bauer, das Bauer.

Lustige Ecke

Unverzeßliche Vergesslichkeit. „Ach“, sagt Mrs. Brown, „das Weihnachtsgeschenk für Tante Sarah macht mir solche Sorge; es kostet nur zwei Schilling, und denken Sie: ich vergaß im Laden zu sagen, man möge die Preisauszeichnung vor der Zuführung entfernen.“ — „Mein Reck ist noch größer“, berichtet die Freundin, „ich habe für Onkels Geschenk 200 Mark angelegt und vergessen, im Laden zu sagen, man möge die Preisbezeichnung dran lassen.“

Brüderchens Geschenk. „Nun, kleiner Harry, was wirst du deinem kleinen Brüderchen dieses Jahr schenken?“ — „Der sechsjährige Harry? „Ich weiß nicht, voriges Jahr bekam er von mir die Matern.“

Die Weihnachtspantomime. Mit Pfeifen und Pflöcken hat das Publikum die neue Pantomime empfangen. Der Autor ist verzweifelt. „Man weiß wirklich nicht mehr, was die Leute wollen“, klagt er ratlos; worauf der nüchterne Herr Direktor antwortet: „Was sie wollen? Das ist doch klar, sie wollen ihr Eintrittsgeld wieder haben.“

Angebeküht. Karlchen: „Wie werdet ihr denn dieses Jahr Weihnachten feiern?“ — Fräulein: „Ich weiß noch nicht. Am liebsten wäre mir's, wenn es so gefeiert würde, daß es gleich bis zum nächsten dauerte!“

Das Liebste auf der Welt. Es war in der Weihnachtswoche. Der Besucher hatte dem kleinen Kuri ein Paket Pfefferkuchen mitgebracht und unterhielt sich nun mit ihm. „Sag mal, Kurichen“, fragte es schließlich, „was ist dir denn das allerliebste auf der ganzen Welt?“ Der Papa, die Mama, die kleine Schwester oder der Großpapa?“ — „Pfefferkuchen“, erwiderte prompt der kleine Mann, der eifrig laute.

Schon gesagt. Der reiche Kriegsgewinnler Knolle besucht einen Ball, tanzt aber selbst gar nicht. „Aber warum tanzen Sie denn nicht einmal?“ fragt ihn der Festgeber, und Herr Knolle spricht majestätisch: „Wozu soll ich tanzen — es dreht sich hier ja doch alles um mich!“

Bekehrung. „Oh, mein Fräulein, meine Liebe zu Ihnen übersteigt alle Grenzen.“ — „Sie meinen wohl, Ihre Liebe zu meinem Vermögen, nicht wahr?“ — „Gewiß nicht. Sie dürfen nicht denken, daß ich in Ihnen nur das goldene Kalb anbeite!“

Resignation. „Wie geht es Ihnen, Herr Hopfenreiter?“ — „Sie sehen's ja an meinem Anzug — glänzend!“ — Beigemaß. Lehrer: „Peter — was ist ein Buchengericht?“ — Peter: „Schweinepötelkamm mit Kartoffelpüree!“

Kompliment. „Guten Tag, gnädige Frau, wie geht es Ihnen? Ich habe Sie ja eine Weigleil nicht gesehen.“ — „Und doch haben Sie mich gleich wiedererkannt?“ — „Ja, sehen Sie, solch liebes altes Gesicht vergißt man nicht so rasch.“

Gemeinheit. Ein Mann, der eine sehr hübsche, aber auch sehr launenhafte Frau hatte, erhielt einen Brief des Inhalts, daß er sofort 500 000 Mark an einem bestimmten Platz niederlegen solle, sonst würde seine Frau geraubt und entführt werden. Statt des Geldes schrieb der Gatte folgenden Brief: „Sehr geehrter Herr Erpresser! Ich muß Ihnen leider mitteilen, daß ich überhaupt nicht 500 000 Mark besitze, Ihre Forderung also nicht erfüllen kann. Ihr Vorschlag interessiert mich aber sehr, könnten Sie nicht eine günstigere Forderung machen?“

Ein guter Vater. „Weshalb haben Sie nur Ihre einzige Tochter Ihrem Kaffierer zur Frau gegeben?“ — „Damit, wenn er mal durchbrennt, meine Tochter auch was davon hat!“

